

Deutschlandfunk

GESICHTER EUROPAS

Samstag, 26. August 2017, 11.05 – 12.00 Uhr
KW 34

Das Vermächtnis - Mit Sudetendeutschen in der alten Heimat

Eine Sendung von Kilian Kirchgeßner

Redaktion: Marcus Heumann

Musikauswahl und Regie: Babette Michel

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Die Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in §§ 44a bis 63a Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© **Deutschlandradio** 

- unkorrigiertes Exemplar -

Freudig stürmt der Haushund auf Erika Rahnsch zu, er wedelt wild mit dem Schwanz und springt dann an seinem Herrchen Petr Kubat hoch.

Kubat: „Wir können auf der Terrasse bleiben oder ins Haus gehen, wo es euch gemütlicher ist.“

Rahnsch: „Hauptsache keine Sonne!“

Kubat: „Du kannst den Schatten auswählen.“

Der Blick von der Terrasse ist überwältigend: Er streift über den kunstvoll angelegten Garten hinweg in die Weite, einen Hügelrücken hinauf. Das Haus ist ein Umgebendehaus, gebaut aus Holzbohlen. Mit den kleinen Fenstern und den Blumen auf den Fensterbrettern wirkt es wie aus dem Bilderbuch. Kytlice heißt der Ort im Lausitzer Gebirge, zu Deutsch Kittlitz.

Kubat: „Im Sommer wohnen wir auf der Terrasse. Und im Winter: Ich mag gern Langlaufski. Die Langlaufski kann ich vor dem Haus anschnallen, hier wird nicht gestreut. Zum Wandern, zum Radfahren, zum Wohnen ist das ideal.“

Rahnsch: „Ich habe das nicht so genossen, dass es so schön ist hier. Es war halt so, und kein Mensch in Kittlitz hat gewusst, wie schön es ist. Die Leute hatten andere Sorgen, da wurde nicht geguckt, ob es schön ist oder nicht. Aber das Haus – wie ein Paradies. Aber es ist uns verleidet worden.“

Sie kommen ins Plaudern - die beiden, die eigentlich gar nicht verschiedener sein könnten: Petr Kubat, Tscheche und 49 Jahre alt, ein erfolgreicher Unternehmer. Und Erika Rahnsch, vier Jahrzehnte älter, eine Deutsche. Sie verbindet die Liebe zu dem Flecken Erde, den sie von der Terrasse aus sehen, und sie verbindet, dass beide von „meinem Haus“ sprechen. Erika Rahnsch wurde in der Wohnstube geboren. Und Petr Kubat kaufte das Haus im Jahr 2000.

„Als ich mit der Renovierung angefangen habe, hatte ich ganz andere Sorgen, als mich darum zu kümmern, wer hier mal gewohnt hat. Ich habe mich für die Regenrinnen interessiert und alle diese Dinge, und ich nahm mir vor: Irgendwann mal will ich mich auch um die Vergangenheit kümmern. Im Jahr 2005 rief dann der Besitzer der Pension dort drüben an: Bei ihm sei eine Dame zu Gast, die in meinem Haus geboren worden sei – ob er sie mal rüberschicken könne. So brauchte ich nichts über die Geschichte des Hauses herauszufinden. Die Geschichte kam zu mir in Gestalt von Erika.“

Als Erika Rahnsch in Kittlitz aufwuchs, war es eine arme Gegend. In fast allen Häusern befand sich eine Glasmaler-Werkstatt, in der die Erzeugnisse

aus einer nahegelegenen Glashütte veredelt wurden. Es waren Sudetendeutsche, die hier lebten, so wie die Familie von Erika Rahnsch.

„Unmittelbar nach Kriegsende war ich mal alleine zu Hause, da klopft es an das Fenster vorne. Da steht ein Mann, zeigt mir ein Schriftstück durchs Fenster. Darin stand, dass er sich unser Haus nehmen kann. Das waren diese Benes-Dekrete, die berücktigten. Und ich bin voller Angst und Schrecken zur Hintertür raus und zur Bank: Mama, Papa, hier ist ein Tscheche, der nimmt uns das Haus weg. Die Mutter ist sofort zum Amt, aber da war nichts zu machen.“

Erika Rahnsch war damals 17 Jahre alt, sie erinnert sich noch minutiös an alle Details der Vertreibung.

„Am 31. Mai 1946 sind wir aufgefordert worden, innerhalb von zwei Stunden das Haus zu verlassen. Nur das nötigste durften wir mitnehmen, alles muss stehenbleiben. Im Nachbarhaus haben wir noch zwei Wochen verbringen müssen, dann kam die offizielle Mitteilung: Morgen früh um 7 müssen wir uns bei der Turnhalle einfinden, wir könnten 50 Kilogramm mitnehmen.“

Es war ihr Abschied aus der Heimat; in Bayern baute sie sich danach ihre neue Existenz auf. Die Stadt Waldkraiburg entstand damals, gegründet nur von Heimatvertriebenen.

„Großer Schmerz konnte nicht aufkommen vor den täglichen Sorgen, die wir hatten. Es waren keine anderen, nur Vertriebene. Man erzählte sich: Ich hab gehört, in Kittlitz steht das Gras meterhoch, kein Mensch mäht das ab. Dieses Haus ist abgerissen, jenes verfallen. Das waren nur negative Meldungen.“

Tatsächlich kümmerten sich viele der neuen Besitzer nicht um die Häuser und nicht um die Landschaft: teils, weil sie sich einfach nicht dafür interessierten, denn sie waren ja fremd in der Gegend. Teils, weil sie die Methoden nicht kannten, mit denen hier seit Generationen gewirtschaftet wurde. Erst die jetzige Generation, die von Petr Kubat, kümmert sich um die Vergangenheit.

Der Kontakt mit Erika war von Anfang an spannend: Sie wollte mehr wissen über das, was in ihrer alten Heimat so passiert, und mich interessierte die Geschichte meines Hauses und der Landschaft. Wir haben viele gemeinsame Themen gefunden – der Kontakt klappte ganz selbstverständlich.

Rahnsch: „Es war schon ein sonderbares Gefühl, das erste Mal wieder in das Haus reinzugehen. Es war ja schon anders eingerichtet, dadurch war es nicht mehr diese unmittelbare Anknüpfung an 60 Jahre vorher. Aber trotzdem hatte ich das Gefühl: Das ist wieder in meinem Haus.“

Mindestens einmal im Jahr treffen sie sich seither, Petr Kubat hat Erika Rahnsch auch schon in Bayern besucht. Nur den Nachbarn in Kytlice war es anfangs nicht geheuer, dass sich Petr Kubat mit einer Sudetendeutschen trifft.

„Sie fragten mich, ob ich keine Angst hätte, dass sie das Haus zurückhaben will. Die Frage hat mich völlig überrascht, denn mit so etwas habe ich mich nie beschäftigt. Die Nachbarn haben mir keinen Schreck eingejagt, aber ich war perplex zu hören, dass sie so über die Sache denken.“

Diese unbestimmte Angst vor den Sudetendeutschen ist in Tschechien auch heute noch zu spüren, jahrzehntelang geschürt von den Kommunisten. Aber häufig wich die Angst im Laufe der Jahre der Neugier – so wie in Kytlice, wo Erika Rahnsch mittlerweile von vielen der neuen Bewohner ausgefragt wurde nach der Geschichte ihrer jeweiligen Häuser.

Rahnsch: „Ich hatte sogar mal aufgemalt, was da für Möbel im Haus standen, wo die früher waren.“

Kubat: „Na komm, dann gehen wir halt mal rein!“

Rahnsch: „Gut, gehen wir!“

Sie treten ein in das Haus, das Petr Kubat renoviert hat. Ein bisschen heller als früher ist es, für Wohnzimmer und Küche hat er zwei der engen Zimmer zusammengelegt. Sie klettern die steile Treppe hinauf, die alte Bewohnerin und der neue Bewohner, und finden in jedem Winkel etwas, was an früher erinnert – so lange, bis von unten Petr Kubats Frau zum Mittagessen ruft. Es gibt Gulasch mit Spätzle.

Erika Rahnsch sitzt wieder genauso am Esstisch in ihrem alten Haus wie vor mehr als sieben Jahrzehnten. Geändert hat sich nur die Sprache, die am Tisch gesprochen wird: Die Frau von Petr Kubat kann kein Deutsch, deshalb muss er immer übersetzen. Und an eins, verrät Petr Kubat beim Essen, habe er bei der Renovierung des Hauses gedacht:

„Hinter das alte Schild mit der Hausnummer habe ich eine Botschaft gesteckt. Da sind Fotos von uns und von Erika dabei, dazu eine Beschreibung der Geschichte des Hauses auf Deutsch und auf Tschechisch. Wenn später mal jemand etwas über die Geschichte des Hauses sucht – da ist sie aufbewahrt.“

Sie soll nicht mehr verloren gehen, die endlich wiedergefundene Vergangenheit eines Hauses, einer ganzen Region.

Mein Sudetenland ist ein vielschichtiges Gebilde, ein Teil meiner Familiengeschichte, meiner Erinnerung an die Stimme des Großvaters und an

die Kochkünste der Großmutter. Es lebte in den Erzählungen meines Vaters, der vor Beginn des Ersten Weltkriegs in Karlsbad geboren wurde, seine ersten Lebensjahre als Untertan Kaiser Franz-Josephs verbrachte und als über 90jähriger Gespräche mit Schul- und Wandervogelfreunden führte, von denen keiner mehr am Leben war. Er starb im August 2005.

Der Schriftsteller und Literaturhistoriker Peter Becher wurde 1952 in München geboren. Sein Vater, der Vertriebenenpolitiker und Bundestagsabgeordnete Walter Becher, entstammte jener Karlsbader Fabrikantenfamilie, nach der der berühmte Becherovka-Likör benannt ist. Peter Becher arbeitete u.a. beim Bayerischen Rundfunk, ist seit 1986 Geschäftsführer des Adalbert-Stifter-Vereins, und Autor beziehungsweise Herausgeber vieler Publikationen zur Literatur- und Kulturgeschichte der böhmischen Länder.

Mein Sudetenland ist das Jahr 1970, als es in Westdeutschland schier unmöglich war, vom Sudetenland zu sprechen, ohne belächelt, verspottet oder gar niedergebrüllt zu werden. Der Vertriebenen-Becher, der Sudeten-Becher lauteten die Etikette, die stärker waren als jede Neugierde, jedes Interesse. Als Handballspieler und Shakespeare-Interpret fand der 17jährige, der ich damals war, Anerkennung, meine Herkunft jedoch war nicht gesellschaftsfähig. Die Ausgrenzung war ebenso selbstgerecht und selbstverständlich wie ihre heutige Bagatellisierung.

Mein Sudetenland ist das Jahr 1990, kurz nachdem die Visumspflicht entfallen war. Auf einmal drehten sich die Freundlichkeiten um. Die Großzügigkeit deutscher Grenzer verschwand hinter strengen Zügen, die teilnahmslose Härte ihrer tschechischen Kollegen entpuppte sich plötzlich als Maske, hinter der sich menschliche Züge regten. Ein tschechischer Grenzbeamter studierte neugierig meinen Ausweis, fragte freundlich, ob ich auf dem Weg nach Karlsbad sei, nickte mir anerkennend zu, lachte, salutierte und wünschte mir eine gute Weiterreise. Mein Sudetenland ist heute eine seltsam restaurierte, seltsam zerfallene Landschaft, in der ich neben wunderbaren Jugendstilfassaden, glitzernden Schaufenstern und teuren Touristencafés abgebröckelte Hauswände, zerschlagene Fensterscheiben und verrauchte Bierstuben finde, oft nur einen Straßenzug voneinander entfernt. Neben kleinen Ortschaften mit Satellitenschüsseln, Feuerwehrteichen und verstaubten Bushaltestellen dehnen sich verlassene Landstriche, ein Meer aus Farnen, Kräutern, Gräsern und Büschen, in dem sich verwitterte Türen, blinde Treppen und Mauerreste befinden, Strandgut einer längst vergangenen Zeit. Es ist ein ständig bewegtes, von Ansprüchen und Ängsten erregtes Meer, in dem Wegkreuze und Kirchen wie Geisterschiffe auftauchen, vollkommen intakt und betretbar, nur die Menschen fehlen, die Menschen und die Häuser, in denen sie wohnen. Es ist eine seltsame Gegend, in der man Heimwehtouristen

und Spurensucher treffen kann, Maler und Schriftsteller, Langläufer und Liebespaare, Pilzesammler, Pfadfinder und Tramps.

Es war eine lange Fahrt von Prag aus bis hier auf einen Wald-Parkplatz im Riesengebirge. Aus dem Linienbus steigen Studenten, bepackt mit großen Rucksäcken, und schütteln Arme und Beine aus. Hana Jüptnerova steht schon eine Weile hier, sie hat auf den Bus gewartet. Die Leiterin der Reisegruppe stellt sie kurz vor.

„Das ist Hana Jüptnerova. Sie ist von dem Verein. Jetzt warten wir auf Honza, der mit dem Auto kommen wollte. Und dann könnt ihr zu Fuß in Richtung Norden laufen.“

Ein paar Kilometer geht es von hier aus noch in die Berge. Während die Studenten zu Fuß gehen, nimmt Hana Jüptnerova ihr Gepäck im Kofferraum mit. Herlikovice heißt das Dorf, in das sie fährt; eine Kirche steht hier in einem abgelegenen Hochtal, dazu ein dutzend Häuser. Der Blick fällt weit in die Senke hinein. Hana Jüptnerova ist eine drahtige Frau mit Kurzhaarfrisur, 65 Jahre alt, ihrem bestimmten Ton merkt man ihren Beruf an, sie ist Lehrerin. Für Herlikovice engagiert sie sich in einer Art Heimatverein – mit ihm hat sie das Seminar organisiert, für das die Studenten aus Prag angereist sind.

„Uns haben sie immer Spaß gemacht, diese deutsch-tschechischen Aktionen, besonders, wenn man es für junge Leute organisiert. Von solchen Aktionen gibt es nicht viele, besonders hier in der Region nicht.“

Eine Woche lang arbeiten junge Leute aus Deutschland mit jungen Leuten aus Tschechien zusammen, im Ort Herlikovice sind sie alle zum ersten Mal. Jetzt stehen sie auf der Wiese vor einem alten Bauernhof, den der Heimatverein seit Jahren renoviert, vorsichtig entwickeln sich erste Gespräche.

„Ich bin der Martin und ich bin aus Bayern hier“.

„Landart“ wollen Tschechen und Deutsche gemeinsam schaffen, Kunstwerke in der Landschaft, und Martin ist einer der Dozenten. Der Bildhauer schnitzt mit einer Motorsäge Figuren in Holzklötze – das sollen die Teilnehmer auch lernen.

„Jetzt habe ich meinen Stift hergeliehen, jetzt kann ich nicht mal mehr zeichnen. Die Katschka hat meinen Stift. Can I have my wachs? Dann mache ich so lange die Haare fertig.“

Inspiration für die kleinen Skulpturen soll aus der Literatur kommen – Auszüge von Texten tschechisch- und deutschsprachiger Autoren aus dem

Riesengebirge liegen herum, ein großer Stapel. Hana Jüptnerova, ganz Pädagogin, hat eine genaue Vorstellung davon, was die Studenten in der einen Woche lernen sollen.

„Dass es diesen Ort hier gibt, dass Verständigung möglich ist. Dass deutsche und tschechische Literatur existiert, die sich auf das Riesengebirge bezieht. Und dass etwas von den Teilnehmern hier bleibt.“

Herlikovice, das abgelegene Bergdorf, hieß früher Hackelsdorf. Wie die ganze Region war es von Sudetendeutschen bewohnt. Wenn sich Hana Jüptnerova mit ihren Mitstreitern für den Ort engagiert, ist das für sie so etwas wie eine Reise in die eigene Vergangenheit.

„Papa wuchs im Böhmerwald auf, meine Mutter kommt aus dem Ort Jicin. Ihr ältester Bruder hat den Hof gekriegt, die anderen Geschwister mussten wegziehen. Und hier war alles leer. Sie zogen dorthin, wo Arbeit war und Platz. Alle Geschwister gingen in die Sudeten.“

Die Sudeten – eigentlich bezeichnet dieser Name einen Gebirgszug, der sich vor allem im tschechischen Grenzland erhebt. Er wurde zum Sammelbegriff für die Deutschsprachigen in der Tschechoslowakei. Nach verschiedenen Schätzungen wurden zwischen 2,5 und 3 Millionen von ihnen nach dem Krieg vertrieben. Als Hana Jüptnerova 1952 geboren wurde, zog die Familie gerade in ein Haus, in dem noch alle Möbel von den deutschen Vorbesitzern standen.

„Ich erinnere mich an ein Gefühl, dass ich da nicht zu Hause war. Ich weiß, dass ich mit anderen Kindern mal in einem Loch gestochert habe mit langen Stöcken, um zu schauen, ob wir da einen toten Deutschen finden.“

Die deutsche Vergangenheit des Riesengebirges – sie war allgegenwärtig, obwohl sie offiziell tabu war. Hana Jüptnerova steht auf der gewundenen Straße, auf der nur alle paar Stunden ein Auto vorbeikommt, und schaut auf die idyllische Landschaft mit ihren Obstgärten und den alten Häusern, die jetzt nur noch von Städtern in der Sommerfrische genutzt werden.

„Ich bin aufgewachsen wie in einem fremden Land - niemand wusste etwas darüber, wer das alles hier gebaut hat, wie man hier gelebt hat. Dieser Kreis schließt sich jetzt: Durch mein Engagement hier erfahre ich auf einmal, dass dort vorne eine Kneipe war und hier die Dorfschule, ich lerne, wie es hier war. Und inzwischen kenne ich sogar Leute, die hier geboren worden sind.“

Das Haus, das der Heimatverein mühsam renoviert, wollte Jüptnerova sogar den einstigen deutschsprachigen Besitzern zurückgeben – sie kennt ihren Namen, aber über ihr Schicksal hat sie trotz langer Recherche noch nichts herausgefunden. Sie fehlen, die Deutschen, sagt sie auf einmal.

„Wenn jemand hierher kommt, sagt er: Die Landschaft ist ja herrlich – aber irgendwie ist es hier tot. Selbst für Touristen ist das komisch: Man läuft vorbei an Häusern, in denen niemand wohnt. Nirgends hängt Wäsche auf der Leine, nirgends fährt jemand auf einem Traktor, es laufen keine Schafe über die Wiesen.“

Erst langsam, sagt Hana Jüptnerova, schlugen die Tschechen in diesem verlassenem Landstrich jetzt Wurzeln – eine Entwicklung, zu der sie mit ihrem Workshop für die Studenten beitragen möchte. Ihr Sohn, sagt Jüptnerova, werde in der Gegend nicht mehr fremd sein: Er kenne ihre Geschichte, er kenne jeden Winkel der Region, er habe dort vorn in der kleinen Kirche geheiratet. Das alles brauche man nun einmal, um sich heimisch zu fühlen. Hana Jüptnerova deutet mit den Armen in das Tal von Herlikovice. Sie habe eine vage Vorahnung, wie es mit dem Erbe der Sudetendeutschen weitergehe, sagt sie dann.

„Die sudetendeutsche Frage wird am lebendigsten werden, wenn alle Sudetendeutschen gestorben sein werden. Dann kommt auf einmal ein Boom, in der Literatur, in der Kultur, in der Denkmalpflege. Dann gibt es keine Deutschen mehr, die hierher zurückkommen könnten. Sie werden nicht mehr da sein, und hier wird man anfangen, sie zu ehren.“

Es ist ein großer Empfang für Harald Richter: Vor der Schule warten schon der Bürgermeister und sein Stellvertreter, und kaum dass der Gast aus Deutschland aus dem Auto steigt, läuft ihnen die Schulleiterin zur feierlichen Begrüßung entgegen. Es ist ein bisschen wie bei einem Staatsbesuch, wenn Harald Richter in den kleinen böhmischen Ort Kryry kommt, der früher Kriegern hieß. 80 Jahre alt ist der frühere Manager und Honorarprofessor, ein drahtiger Mann mit schwungvollen Bewegungen.

„Das ist Frau Dietrich, meine Dolmetscherin, sonst würde der Kontakt gar nicht so gut klappen!“

Die kleine Gruppe geht direkt ins Büro der Schulleiterin, sie alle sind längst Freunde geworden. Kaffee steht auf dem Tisch und Kuchen aus der Schulküche. Es fing an mit einem Buch, das Harald Richter über seinen Geburtsort geschrieben hat; vor rund zehn Jahren stellte er es hier in Tschechien vor und bat bei der Gelegenheit darum, für die Toten eine Gedenktafel am Friedhof anbringen zu dürfen.

„Der Bürgermeister hat unglaublich großzügig reagiert: Er hat mich wissen lassen, ich soll doch einen Textvorschlag dafür machen, und diese Tafel wird als Gedenktafel der Stadt Kryry aufgehängt, nicht einer einzelnen Person. Und weil ich das Geld für diese Tafel schon zurückgelegt hatte, hatte ich

vorgeschlagen: Verwenden wir das Geld doch für etwas Zukunftsgerichtetes, für die Schule.“

Das ist ein kleines Wunder: In vielen tschechischen Orten ist offener Streit über solche Gedenktafeln ausgebrochen, und die Formulierungen winden sich häufig ins Unbestimmte: Darf man die Deutschen als Opfer erwähnen? Kann man eine Tafel über die Vertreibung anbringen oder spricht das dem zuvor erlittenen Leid der Tschechen nur Hohn? Hier in Kryry wurde man sich schnell einig. Jetzt hat man eine Gedenkplakette, und Harald Richter ist so dankbar dafür, dass er jedes Jahr anreist, um einen Buchpreis für die hoffnungsvollsten Schüler zu stiften. Zugleich erzählt er jedes Mal als Zeitzeuge von seiner Jugend, als hier Deutsch die am meisten gesprochene Sprache war – und er schaut sich an, was alles Neues entstanden ist an der Schule, die er einst selbst besuchte.

„Jetzt gehen wir raus und dann kommen wir hierhin zurück.“

Den neuen Sportplatz müsse er sehen, ruft der Bürgermeister, und der Tross setzt sich in Bewegung über den Pausenhof.

„Nein, Heimat ist es nicht mehr. Dafür bin ich zu klein gewesen, als ich wegging, und zu lange lebe ich dort, wo ich jetzt lebe, im Rheinland.“

Aber seine Großeltern und die Urgroßeltern liegen hier auf dem Friedhof, und je öfter er durch die Altstadt von Kriegern gehe, erzählt Harald Richter, desto mehr komme die Erinnerung wieder.

„Es ist eine Rückkehr zu den Wurzeln, und das tue ich sehr gern. Vor allem, wenn ich merke, dass man mich als Pfadfinder in die eigene Vergangenheit benutzt. Denn einige Leute sind nicht hier aufgewachsen. Die wussten gar nichts von dem, was hier war.“

Den neuen Kräutergarten schaut er sich an, den großen Sportplatz hinter der Schule und den botanischen Lehrpfad, dann geht es zurück ins Gebäude, wo schon zwei Klassen auf ihn warten.

„Hier sind wir! Im Rheinland würde man sagen, eine Sitzordnung wie beim Elferrat!“

Eine Stuhlreihe ist vorn aufgebaut, wo alle Honoratioren Platz finden, Harald Richter in der Mitte. Jetzt steht er auf, er sagt ein paar Sätze, dann kommt die Übersetzerin.

„Ich spreche nur Deutsch, kein Tschechisch. Aber ich bin auch hier geboren und auf diese Schule gegangen – als tschechoslowakischer Staatsbürger. Und ich bin in den ersten beiden Jahren auf eine Schule gegangen, in der nur Deutsch unterrichtet wurde. Und jetzt geht ihr hier auf diese Schule. Und es ist natürlich eine tschechische Schule, und deutsch lernt ihr als

Fremdsprache. Ich glaube, ich brauche gar nicht so viel mehr zu sagen, was in den letzten 80 Jahren passiert ist für eine solche Änderung.“

Harald Richter trifft genau den richtigen Ton; die Schüler hängen an seinen Lippen. Er erzählt von seinem Großvater, der sich am Tag vor der Vertreibung umgebracht hat, um die Heimat nicht verlassen zu müssen. Er erzählt von seiner Flucht in den Westen und immer wieder kommen die Schüler mit Fragen: Sind die tschechischen Schüler damals schikaniert worden? Mit welchen Gefühlen komme er heute zurück nach Kriegern? Wenn Harald Richter antwortet, gehen schon die nächsten Finger hoch.

„Warum hast du dich entschieden, das Buch zu schreiben?“

(Antwort): „Ich habe nicht nur dieses Buch geschrieben, auch noch ein viel Dickeres.“

Und dann erzählt er, wie er als Rentner angefangen habe, Geschichte zu studieren, weil ihn das einstige Sudetenland nicht losgelassen habe. Und vieles, was er gelesen hat, habe sich als zu einseitig erwiesen.

„Viele Darstellungen über die Vergangenheit der Deutschen in Böhmen waren sehr rosarot gefärbt. Die Deutschen waren die Guten und ihnen ist Schlimmes von den Tschechen geschehen. Und auf der anderen Seite gab es die offizielle tschechische Position, dass die Deutschen, die 1945 vertrieben wurden, zu Recht alle vertrieben worden sind, egal ob sie Nazis waren oder nicht, ja ob sie vielleicht sogar gegen die Nazis gekämpft haben.“

Jetzt endlich, sagt Harald Richter dann, 27 Jahre nach der politischen Wende, habe man die Chance, aus dieser Vergangenheit etwas zu lernen. Das funktioniere ganz ausgezeichnet – zumindest hier im früheren Kriegern.

*Mein Sudetenland, das sind vertriebene Deutsche, die sich nicht nur zu Pfingsten treffen, traumatisiert von der Zwangsaussiedlung und gekränkt von der jahrelangen Geringschätzung deutscher Politiker und Journalisten. Es sind meine Landsleute, deren Kränkung sich mitunter so sehr verselbständigt hat, dass sie selbst dann wahrgenommen wird, wenn sie gar nicht mehr stattfindet. Viele von ihnen sind so sehr auf das Erlittene fixiert, dass sie bis heute die Vorgeschichte der Vertreibung nicht sehen wollen und den Satz nicht über die Lippen bringen, dass selbst die größte Benachteiligung in der Ersten Tschechoslowakischen Republik gering wiegt im Vergleich zur Machtausübung der Nazis, die im Herbst 1938 nicht eine nationale Befreiung brachten, sondern die Zerstörung aller demokratischen Strukturen, die brutale Gleichschaltung aller Vereine und Verbände und die erbarmungslose Verfolgung aller politischen Gegner, darunter auch vieler Sudetendeutscher.
(...)*

Mein Sudetenland, das sind schließlich und endlich und ganz besonders jene

Gruppen, die sich seit vielen Jahren unterhalb der Schwelle medialer Aufmerksamkeit begegnen, wohl wissend, dass die Wunden der Vergangenheit nur heilen, wenn man sie in das milde Licht der Aufmerksamkeit und Anteilnahme rückt, nicht aber wenn man sie im Dunkeln der Verdrängung belässt, verdreckt und verkrustet, oder mit scharfen Worten aufzuschneiden versucht. Es sind Menschen, die nicht auf einen Abschnitt der Geschichte und auf eine Seite alleine blicken, sondern Wechselwirkungen und Entwicklungen beachten. Die nicht mit erhobenem Finger auf die immer andere Seite deuten, sondern zeigen, wie sich Empfindungen und Positionen gegenseitig bestätigen, die Verbitterung der Vertriebenen mit der Verächtlichkeit deutscher Politiker, die Verteidigung des tschechischen Besitzstandes mit den Eigentumsforderungen sudetendeutscher Funktionäre, die sudetendeutschen Blockaden, die NS-Jahre zu reflektieren, mit den tschechischen Widerständen, die Vertreibung zu überdenken.

Früher war hier einmal einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte von Österreich-Ungarn. Haindorf hieß der Ort im Isergebirge, heute heißt er Hejnice. Die imposante Kathedrale ist nur von ein paar wenigen Häusern umgeben. Monika und Franz Hannika stehen auf dem Platz vor der Wallfahrtskirche, den Blick in die Ferne gerichtet.

Monika Hannika: „Das ist der Hausberg von Haindorf.“

Franz Hannika: „Der Nußstein, hier oben, und das ist ganz toll – wenn man von da vorne kommt und fotografiert die Kirche, hat man immer den Nussstein im Hintergrund.“

Monika Hannika: „Die Gegend ist wunderschön. Wo ich das erst Mal hier war nach der Wende mit meinem Bruder – da hätte ich können weinen.“

Die Hannikas wohnen bei Fulda – Franz war bei der Vertreibung zwei Jahre alt, Monika ist erst 1947 in Deutschland geboren worden. Beide sind in der sudetendeutschen Landsmannschaft aktiv. Weitergeben, wie man früher hier gelebt hat; nachverfolgen, wer heute in den Häusern zu Hause ist, was es Neues gibt im Ort – das alles treibt sie immer wieder zurück. Die beiden gehören zu denen, die von Anfang an auf Versöhnung gesetzt haben - im Unterschied zu vielen anderen Vertriebenen, die vor allem Verbitterung spürten angesichts der verlorenen Heimat und der Gewalt, die sie oft bei der Vertreibung erlebt haben.

Monika Hannika: „Ich hatte da nie Probleme im Gegensatz zu meinem älteren Bruder, der zehn Jahre älter ist. Er hat als Kind eine starke Traumatisierung erfahren, und das dann anzunehmen, dass die Menschen, die jetzt hier leben, genauso Kinder waren wie er damals und dass man an

dem, was in der Vergangenheit passiert ist, nichts mehr verändern kann, das ist so.“

Monika und Franz Hannika setzen dem über Jahrzehnte aufgestauten Unmut auf beiden Seiten ein Kennenlernen entgegen. Viele Jahre lang organisierten sie in Böhmen ein Seminar, das sie „Kraft der Wurzeln“ nannten. 20 Tschechen und 20 Deutsche trafen hier jedes Mal zusammen und erzählten aus ihrer Familiengeschichte.

Monika Hannika: „Dass beiden Seiten, sowohl die tschechische wie auch die deutsche, merkt, wie wichtig es ist, von seiner Familiengeschichte, überhaupt vom Schicksal der eigenen Familie zu reden und wir uns nicht über die Politik unterhalten, sondern allein über die Familiengeschichte Verständnis für das Schicksal der anderen entwickeln.“

Die einen, die gehen mussten, und die anderen, die vielfach unfreiwillig in den leeren Häusern des Sudetenlandes angesiedelt wurden – ein schweres Schicksal sei es für beide Seiten gewesen. Wenn man offen miteinander spricht, das ist das Credo von Franz und Monika Hannika, sei das schon der wichtigste Schritt. Monika selbst hat Hainburg, die Heimat ihrer Vorfahren, erst nach der politischen Wende kennengelernt. Warum sie trotzdem die Stadt in Böhmen als Heimat empfindet, das könne man kaum erklären – die Stadt, die alten Nachbarn, die Natur seien immer Gesprächsthemen am Familientisch gewesen, vielleicht habe das einfach abgefärbt.

„Ich bin in Burghaun groß geworden, habe dort gebaut, habe Schulfreunde. Ich fühle mich dort zu Hause. Aber dass ich sage: Das ist mein Daheim, das kann ich nicht unbedingt sagen. Es geht uns da gut. Aber wenn ich hierher komme, geht mir immer da Herz auf. Es ist ein anderes Gefühl, obwohl ich vielleicht nicht auf Dauer hier leben möchte.“

Genau hier verläuft die Nahtstelle, an der die Leben der früheren Bewohner des einstigen Sudetengebiets mit den heutigen Bewohnern aufeinandertreffen: Die einen spüren Wurzeln in einem Gebiet, wo sie nie gelebt haben. Die anderen leben tatsächlich dort, haben aber noch keine Wurzeln geschlagen. Er merke aber, dass sich das allmählich ändert und die Tschechen nach der Vergangenheit suchen, sagt Franz Hannika.

„Die wundern sich zum Beispiel, dass es heißt, die Deutschen sind mit Hitler gekommen und mussten nach 1945 wieder raus. Wie kann es dann sein, dass 200 Jahre alte Grabsteine hier stehen und warum sind auf so vielen Häusern deutsche Aufschriften? Die suchen dann, die fragen nach, die suchen Fotos, die suchen Dokumente.“

Die alten und die neuen Bewohner des Sudetenlandes – hier finden sie zusammen. Weiterzugeben, wie man damals gelebt hat; mitzuhelfen, alte

Gebäude und Friedhöfe wieder instand zu setzen – das verstehen die Hannikas heute als ihre Aufgabe. Und die alte Heimat, sie hat auch in ihrer Familie die nächste und selbst die übernächste Generation nicht losgelassen.

Monika Hannika : „Und das Schöne ist, dass jetzt unsere Enkeltochter wieder in Prag ist, am Ursprung unserer tschechischen Seite, und sie ist auch wieder mit einem Tschechen verheiratet. Das ist wunderschön.“

Fast vier Stunden zieht sich die Strecke von Prag bis in den nordöstlichsten Zipfel Tschechiens, ins Altwatergebirge. Auf dem Beifahrersitz wäre Anton Otte fast eingeschlafen, aber auf den ersten Metern durch seinen Geburtsort wird er plötzlich wieder hellwach.

„Das ist jetzt Weidenau, rechts ist der Bahnhof, wir fahren jetzt hier über die Brücke. Und da ist die Brauerei, daneben das Kloster. Jetzt kommen wir auf den Marktplatz. Hier rechts, wenn du ein bisschen stehenbleibst, das ist das Rathaus.“

Es sind Heimatgefühle, die Anton Otte durchfluten, hier kam er vor 78 Jahren zur Welt. Damals hieß der schlesische Ort Vidnava noch Weidenau, es ist ein hübsches Städtchen mit 1.300 Einwohnern und einem Marktplatz, der umstanden ist von barocken Häuschen. Anton Otte schaut aus dem Fenster, jedes Haus ist für ihn mit Erinnerungen überladen.

„Das war der Schmied Jenicek, das war einer der drei Tschechen, die in Weidenau gelebt haben. Palicka, äh, Jenicek und äh – wird mir schon noch mal einfallen. So, jetzt fahren wir mal weiter.“

Lang liegt die Zeit zurück, in die Anton Otte eintaucht. Seit 1960 lebt er nicht mehr hier, und wenn er jetzt zurückkommt, dann wird ihm ein großer Empfang bereitet. Er ist Priester, erhoben in den Adelsstand für katholische Geistliche, damit darf er sich Monsignore nennen. Er ist von kleiner Statur, Haare und Vollbart längst ergraut, die Augen strahlen Witz aus. Seit ein paar Jahren ist Otte zudem Ehrenbürger von Vidnava, weil er sich um die Versöhnung von Deutschen und Tschechen kümmert – das ist der Grund, warum er auch jetzt gekommen ist. In der Region kennt er jeden, und er selbst ist bekannt wie ein bunter Hund. Ein paar Dinge muss er klären mit der Bürgermeisterin des Nachbardorfs, sie sitzt in ihrem Garten unter blühenden Bäumen zusammen mit ihrem Mann, der gerade ölverschmiert aus der Werkstatt gekommen ist. Anton Otte wechselt sofort ins Tschechische, beide Sprachen spricht er fließend. Der Mann der Bürgermeisterin wischt sich die Hände an der Hose ab und klagt.

„Alle sagen, dass sie keine Arbeit haben, aber ich habe zu viel davon.“

Otte: „Ja, ja, das ist die ungerechte Welt. Und das ist wichtig, denn sonst würde man sich nicht auf den Himmel freuen.“

Anton Otte findet in jedem Gespräch den richtigen Ton, nicht zu jovial, nicht zu fromm, immer mit einem Augenzwinkern. Darauf gründet sich sein Erfolg: Er ist einer der Motoren der deutsch-tschechischen Aussöhnung – üblicherweise in Prag auf der hohen politischen Ebene. Bei allen Meilensteinen in den bilateralen Beziehungen zwischen Deutschland und Tschechien war er an führender Stelle mit dabei – als Propst eines einflussreichen tschechischen Stiftes, als Vorstandsmitglied der christlichen Ackermann-Gemeinde, die sich für die deutsch-tschechische Versöhnung einsetzt, als Mitglied im binationalen Gesprächsforum. Hier, im Garten der Bürgermeisterin, ist diese Welt der Diplomatie weit weg. Nicht lange dauert es, da steht ein selbstgebrannter Slivovice auf dem Tisch.

Otte: „Der ist so gut, da braucht man gar nicht viel davon!“

Ins Altvatergebirge kommt er aus ureigenem Antrieb: Auch hier, in seiner Heimat, will er Deutsche und Tschechen einander näher bringen. Gerade ist er als Vorhut einer Delegation aus dem bayerischen Neuburg an der Donau unterwegs – in dieser Stadt wurden nach dem Zweiten Weltkrieg die Vertriebenen aus Weidenau untergebracht, seit Jahren schon unterhalten die beiden Städte jetzt eine Partnerschaft. Mit der tschechischen Bürgermeisterin geht er nochmal das Programm für den nächsten Tag durch.

Bürgermeisterin: „Es ist alles wieder anders als auf dem ursprünglichen Programm. Es geht los im Kindergarten mit einer kurzen Aufführung, dann zur Kläranlage, dann zum Mittagessen ins Haus der Partnerschaft, dann in die neue Galerie für einen Kaffee, dann zum Friedhof, um einen Kranz niederzulegen. Dann gehen wir ins Museum und sind dort bis zur Abfahrt.“

Ein paar Stunden hat Anton Otte noch, bis am Abend das offizielle Programm beginnt. Er will sie nutzen, um den Friedhof zu besuchen. Die Friedhöfe sind für fast alle Heimatvertriebenen der Ort, an dem sich die Erinnerungen fokussieren, die guten wie die schlechten.

Die Wege zwischen den Gräbern sind mit weißem Kies ausgelegt. Anton Otte verlangsamt den Schritt, er zeigt nach rechts auf ein paar Grabsteine. Die Inschriften sind herausgemeißelt – einige Tschechen wollten nach dem Krieg die Erinnerung an alles Deutsche tilgen.

„Du musst dir vorstellen: Der ganze Friedhof hat so ausgeschaut wie das da. Dann haben wir uns gemeinsam als Erinnerung ein Denkmal ausgedacht. Der erste Bürgermeister war gleichzeitig Bildhauer. Da sind wir auf den Gedanken gekommen, wir machen ein Denkmal, in dem das zur Sprache

kommt, ohne dass es irgendwen verletzt. Das ist das Denkmal, das da vorne steht mit der Glocke.“

Anton Otte lässt sich auf einer Bank nieder. Seine Geschichte ist nicht typisch für die Heimatvertriebenen: Nach dem Krieg blieb er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in der Tschechoslowakei, er durchlief das tschechische Schulsystem und reiste erst 1960 aus. In Bamberg studierte er Theologie, wurde schließlich Gefängnispfarrer. Gleich nach der Wende kehrte er zurück nach Prag und begann mit der Versöhnungsarbeit – in einer Zeit, als viele Wunden noch klafften. Mit seiner Zweisprachigkeit bewegt er sich bis heute fließend zwischen beiden Welten, der tschechischen und der deutschen. Vielleicht, sinniert er, hat es ihm geholfen, dass er irgendwie zu beiden Seiten gehört und noch dazu Priester ist.

„Es hat mir sicherlich die Arbeit nicht erschwert. Da hat mich das Amt irgendwie geschützt, man ist mit mir nicht in die offene Konfrontation gegangen. Dass wir hier bleiben mussten, dass ich sehr viele Tschechen kennengelernt habe und dankbar dafür sein muss, auch was meinen Beruf angeht, auch die geistliche Führung, meinen tschechischen Pfarrer und Ordensschwwestern, die haben in dieser schwierigen Zeit geholfen. Das ist das eine. Das andere: Das Schicksal meines Vaters, dass ich mit dem zurechtkommen musste, auch in dieser Konfrontation.“

Sein Vater wurde nach dem Krieg von den Tschechen zum Tode verurteilt und hingerichtet; er war Mitglied in NSDAP und SA. Während des Prozesses wollte die Familie bei ihm bleiben, deshalb waren sie nicht bei den ersten Vertreibungswellen dabei; später dann gab es bis 1960 keine Möglichkeit mehr zur Ausreise. Verbittert sei er im fernen Bayern nicht gewesen, als er an Schlesien dachte, sagt Anton Otte. Er schaut auf die Uhr. Er muss los, die Delegation aus Neuburg wartet. Bevor er von der Bank aufsteht, sagt er:

„Ich fühle mich hier schon wohl. Ich habe keine konkrete Motivation, aber ich könnte mir schon vorstellen, hier zu leben ein paar Jahre. Ich habe das nie thematisiert, aber habe auch keine Angst davor.“

Anton Otte schweigt, er blickt hinaus in die weite Landschaft. 78 Jahre alt ist er jetzt, und wer weiß: Vielleicht schließt sich ja im Alter der Bogen zurück in die heile Welt der Erinnerung, in das Weidenau, das er als Kind kannte.

Mein Sudetenland ist meine Sehnsucht, meine Hoffnung, meine Utopie, der Traum einer Wanderung auf dem Kamm der alten Grenzgebirge, vom Keilberg über die Schneekoppe und die Hohe Eule bis zum Altvater. Nicht nur Freunde sind bei dieser Wanderung dabei, sondern auch Verstorbene, die hier gelebt, geliebt, gelitten haben, an jedem Wegkreuz, jeder Baude gesellen sich unsichtbare Wanderer dazu, immer lauter der Chor ihrer Stimmen, deutsche,

tschechische und polnische Stimmen, Dialekte und Hochsprachen bunt gemischt, Lieder, Gedichte, Erzählungen von glücklichen und traurigen Tagen, erfüllt von der Landschaft und der Kultur, von dem Empfinden Europäer mitten in Europa zu sein. Das ist mein Sudetenland.

Sie hörten: „Gesichter Europas“: Das Vermächtnis - Mit Sudetendeutschen in der alten Heimat. Eine Sendung von Kilian Kirchgeßner. Ton und Technik: Ernst Hartmann und Jens Müller. Musikauswahl und Regie: Babette Michel, Redaktion :Marcus Heumann.

Den Text „Mein Sudetenland“ von Peter Becher, gelesen von Walter Gontermann, entnahmen wir der Anthologie „Die schönen Überbleibsel nach dem Ende der Welt – Sudeten, literarisch“, herausgegeben von Jörg Bernig, Wojciech Browarny und Christian Prunitsch im Thelem Verlag.